

HÖHERE PRODUKTIVITÄT DURCH INNERBETRIEBLICHE ZUSAMMENARBEIT

Vorbemerkung

In den letzten Jahren sind in Deutschland Darstellungen über den Charakter der Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Beziehungen in den Vereinigten Staaten veröffentlicht worden, die zu der weit verbreitetsten Vorstellung geführt haben, als befänden sich die Gewerkschaften drüben in bestem Einvernehmen mit den Unternehmern, ja man hat sie gerade als Vorkämpfer der kapitalistischen Wirtschaftsordnung hinstellen versucht. In einer Reihe von Beiträgen von Amerikanern und Deutschen, die an Ort und Stelle die Probleme studieren konnten, werden wir dieses Bild zu korrigieren versuchen. Wir beginnen hier mit dem Aufsatz eines amerikanischen Wissenschaftlers, der eine objektive und realistische Darstellung der Verhältnisse gibt. Der Aufsatz eines führenden amerikanischen Gewerkschafters wird folgen.
Die Redaktion

Innerbetriebliche Zusammenarbeit bezieht sich auf Dinge, die im gemeinsamen Interesse von Betriebsleitung und Belegschaft liegen. Sie bezweckt die Steigerung der Produktivität und damit die Erhöhung der an das Unternehmen wie die Belegschaft verteilbaren Beträge. Produktivitätssteigerung bedeutet Prüfung, Festsetzung, Erfüllung und Erhöhung der Produktionsnormen. Unter Umständen kann auch die Arbeitsfreude gesteigert werden, was mittelbar auf die Produktivität zurückwirken kann.

Zur Zusammenarbeit gehört die Bereitschaft beider Seiten, *bona fide* jeden Vorschlag zu prüfen, der von der Leitung oder von der Belegschaft gemacht wird. Es ist nicht nötig, daß in jedem Fall eine Einigung erzielt wird. Die Hauptsache ist, daß sich beide Seiten über die allgemeinen Ziele einig sind und das Gefühl haben, daß fair vorgegangen wird.

Es gibt mehrere Stufen der Zusammenarbeit: 1. Durch *Information*; hier sammeln Leitung und Belegschaft gemeinsam Tatsachen. 2. Durch *Beratung*; hier befragt man sich gegenseitig. 3. *Konstruktive Zusammenarbeit*; hier machen beide Seiten positive Verbesserungsvorschläge. 4. Die *Mitbestimmung*; hier ist die Belegschaft mit der Leitung gleichberechtigt.

Regelmäßige Sitzungen der Beteiligten bilden den üblichen formellen Rahmen für die Zusammenarbeit. Auf der untersten Stufe spricht sich der Vorarbeiter mit Gruppen von Arbeitern aus, auf der höchsten die Direktion mit den Gewerkschaftsvertretern. Methoden zur regelmäßigen Einbringung und Behandlung von Vorschlägen sind gleichfalls von Bedeutung, in bestimmten Fällen auch von den Gewerkschaften eingerichtete technische Dienste¹⁾.

Die nachfolgende Darstellung fußt auf der Literatur über innerbetriebliche Zusammenarbeit, weiter auf Berichten von mehreren hundert Direktions- und Gewerkschaftsvertretern, die dem Verfasser ihre langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiete mitgeteilt haben. Auch der Verband amerikanischer Betriebsleiter hat seine Erfahrungen zur Verfügung gestellt. Insgesamt erhielten 1000 Unternehmungen, die als Stätten innerbetrieblicher Zusammenarbeit galten, entsprechende Fragebogen. Von diesen antworteten 263. Hiervon teilten 228 Betriebe mit, daß sie zwischen 1941 und 1947 die eine oder andere Form von Zusammenarbeit angewendet hatten.

Im ganzen ergab sich, daß die Zusammenarbeit zwischen Direktion und Belegschaft verbreiteter ist als gemeinhin angenommen wird. Sie findet sich

¹⁾ Anm. d. Red.: In Amerika haben manche Gewerkschaften eigene technische Dienste, die sie den Unternehmungen zur Verfügung stellen. Die Ingenieure der Gewerkschaften untersuchen die Produktivität des Betriebes und machen Vorschläge zu ihrer Verbesserung.

vorwiegend in Gebieten, wo man auch schon ein gemeinsames Interessengebiet gefunden hat, z. B. in der Unfallverhütung. Die Mehrzahl der Befragten gab an, daß die innerbetriebliche Zusammenarbeit fühlbar zur Steigerung der Produktivität beigetragen habe. Doch sei keine allgemeine Harmonie zwischen Leitungen und Belegschaften entstanden, vielmehr hätten sich die sozialen Beziehungen im Betriebe lediglich von „aktiver Feindseligkeit“ zu „friedlicher Nichtübereinstimmung“ verschoben. Im ganzen hat sich die Zusammenarbeit über längere Zeiträume gehalten. Von 2000 Versuchen dieser Art erreichte mehr als die Hälfte eine Lebenszeit von fünf Jahren oder darüber.

Eine Übersicht über das Material zeigt allerdings auch eine Reihe von Mißerfolgen. Viele Unternehmungen finden, daß andere Maßnahmen sich besser ausgewirkt haben. Man kann auf Grund der begrenzten vorliegenden Erfahrungen nicht sagen, die innerbetriebliche Zusammenarbeit sei das Allheilmittel für die Sozial- und Produktivitätsprobleme jedes Betriebs. Man kann jedoch feststellen, daß sie zumindest eines, der möglichen Mittel darstellt und in jedem Falle Erwägung verdient.

Viele Betriebe und viele Gewerkschaften lehnen den Gedanken der innerbetrieblichen Zusammenarbeit grundsätzlich ab. Lassen sich ihre Anschauungen ändern? Um diese Frage zu beantworten, muß man folgende Punkte untersuchen: 1. Die Gründe, die einen der beteiligten Sozialpartner überhaupt zu formeller Zusammenarbeit veranlassen. 2. Durchführbare Methoden der Zusammenarbeit. 3. Die hindernde Einwirkung feststehender Glaubenssätze bei Betriebsleitungen wie Gewerkschaften. 4. Die Einstellung von Leitungen und Gewerkschaften zu alternativen Methoden.

Was die Betriebsleitungen betrifft, so sind sie gegenüber den Eigentümern des Unternehmens verpflichtet, aus dem Betriebskapital den höchstmöglichen Nutzen herauszuwickeln. Soweit die innerbetriebliche Zusammenarbeit auf dem Wege über die Steigerung der Produktivität hierzu beiträgt, ist sie vom Leistungsstandpunkt aus eine Notwendigkeit. Bei erfolgreicher Zusammenarbeit gibt die Leitung ihre Funktionen nicht auf; ihre Fähigkeit zur Erzielung von Gewinnen wird nicht verringert, sondern erhöht. Auch die zunehmende Betonung der Verantwortlichkeit der Betriebsleitungen gegenüber der Öffentlichkeit legt die Anwendung der innerbetrieblichen Zusammenarbeit nahe. Manche Betriebsleitungen haben sogar ausdrücklich betont, daß sie sich verpflichtet fühlen, die Arbeiter und Verbraucher wirtschaftlich zu fördern.

Auf seiten der Gewerkschaften spricht noch mehr für Zusammenarbeit. Gewerkschaften und Arbeitnehmer müssen helfen, die Produktivität so zu steigern, daß ihre Lohnforderungen ohne Preiserhöhungen erfüllt werden können; dafür müssen sie ein ausgesprochenes Verantwortungsgefühl entwickeln.

Es scheint also, daß auf beiden Seiten gute Gründe für die innerbetriebliche Zusammenarbeit zur Steigerung der Produktivität vorliegen. Was nun die Arten der Zusammenarbeit betrifft, so kann der Austausch von Informationen, die niedrigste Stufe, wohl überall angewendet werden. Wenn die Gewerkschaften die Probleme der Leitungen mit Verständnis behandeln sollen, müssen sie vor allem darüber informiert werden. Schwierige Situationen werden sich oft klären lassen, wenn beide Seiten gemeinsam die Tatsachen zusammentragen. Ein Risiko für den Betrieb ist nicht zu sehen, wenn die Entstellung von Tatsachen und die Preisgabe von Geheimnissen vermieden wird.

Die Konsultation ist eine höhere Stufe der Zusammenarbeit. Durch sie erfährt die Leitung den Standpunkt der Arbeiterschaft. Die Kritik der Belegschaft ist für die Leitung unter Umständen eine wertvolle Kontrolle. Sie kann zur Verbesserung der Pläne der Leitung beitragen.

Die konstruktive Zusammenarbeit kann zu wertvollen Vorschlägen aus der Praxis der einzelnen Arbeiter führen oder auch aus der größeren, vielleicht ganze Industriezweige umfassenden Erfahrung der Gewerkschaften.

Das eigentliche Problem der betrieblichen Zusammenarbeit ist selbstredend die *Mitbestimmung*, die höchste Form dieser Zusammenarbeit. So gut wie alle Leitungen bestehen darauf, daß die endgültige Entscheidung bei ihnen liegen muß; ferner verlangen sie von der Gewerkschaft die notwendige „Reife“ zur Zusammenarbeit. Sonst komme bei der Zusammenarbeit nichts heraus.

Die drei niederen Grade der Zusammenarbeit kommen überall in Frage, falls nicht a) die Gewerkschaft bewußt obstruiert, b) die Unkosten das Ergebnis übersteigen, c) eine Wiederaufhebung der Zusammenarbeit, die einmal eintreten kann, zu noch schlechteren Beziehungen im Betriebe führen würde, als sie vorher bestanden.

Die Mitwirkung der Arbeitnehmer findet am besten bei der Aufstellung der Erzeugungspläne statt, nicht jedoch bei ihrer Durchführung. Wenn die endgültige Entscheidung bei der Leitung liegt und die Durchführung der Pläne nicht verzögert wird, ist keine Beeinträchtigung der Arbeit zu befürchten. Die Arbeiter werden die Pläne wahrscheinlich bereitwilliger aufnehmen. In der Praxis allerdings wird die Mitwirkung der Gewerkschaften eher bei der Durchführung der Direktionspläne angerufen, die von den Leitungen selbständig aufgestellt wurden. Es handelt sich um die Kontrolle der Produktion an der Maschine selbst. Dafür scheint kein Raum vorhanden zu sein. Die Zusammenarbeit ist oft zusammengebrochen, wenn die Gewerkschaften versuchten, Leitungsvertreter mit bloß exekutiven Befugnissen, wie Vorarbeiter, zur Änderung der von der Direktion vorgeschriebenen Pläne zu bewegen. Der Erfolg der „Durchführungshilfe“ seitens der Gewerkschaften ist geringer als bei der „Plammgshilfe“.

Solche Schwierigkeiten sind jedoch selten gewesen. Nur in wenigen Fällen schafften die Leitungen die betriebliche Zusammenarbeit wieder ab, nachdem sie einmal eingeführt worden war. Viele Leitungen betonen, daß die Zusammenarbeit zu wirtschaftlichen Verbesserungen geführt habe, ohne daß die Macht der Direktion oder die Stabilität der Betriebsorganisation gelitten habe.

In den Vereinigten Staaten gibt es jetzt 16 Millionen Gewerkschaftsmitglieder. Die meisten befragten Finnen beschäftigen ausschließlich oder teilweise Gewerkschafter. Jede Form der betrieblichen Zusammenarbeit wird mittelbar oder unmittelbar von den Gewerkschaften beeinflusst. Die meisten befragten Gewerkschaftsführer lehnten jede betriebliche Zusammenarbeit ab, die zur Ausschaltung der Gewerkschaft führen könnte. Praktisch wird die Zusammenarbeit daher in der Regel die Form der Zusammenarbeit zwischen Leitung und *Gewerkschaft* anzunehmen haben. Eine andersartige Einstellung wäre unrealistisch.

Die Gewerkschaften ziehen im allgemeinen engere Grenzen für die Zusammenarbeit als die Betriebsleitungen. Sie finden, daß die Betriebsleitungen die Zusammenarbeit oft einseitig auffassen. Hinsichtlich des Informationsaustausches sind die Gewerkschaften bereit, die Direktionsmitteilungen unter ihren Mitgliedern zirkulieren zu lassen, aber viele Verbände behalten sich das Recht der Zensur und Korrektur vor; zumindest verlangen sie, daß der gewerkschaftliche Standpunkt gleichzeitig mitgeteilt wird. Viele Verbände klagen darüber, daß ihnen wenig Gelegenheit geboten wird, die Leitung angemessen zu informieren, und daß nur wenige Leitungen einen echten gegenseitigen Informationsaustausch zulassen. Was die Konsultation betrifft, so halten sich die Gewerkschaften zur Kritik der Leitungen berechtigt, lehnen aber den umgekehrten Vorgang ab.

Die konstruktive Zusammenarbeit durch Verbesserungsvorschläge findet bei den Gewerkschaften in den Fällen ein günstiges Echo, wo sie einen angemessenen Nutzen für die Arbeitnehmer davon erwarten können.

Kann die Gewerkschaft ihren Verpflichtungen nur nachkommen, wenn sie entsprechende Autorität besitzt, dann bejaht sie die *Mitbestimmung*. Beispielsweise fühlen sich manche Gewerkschaften doppelt verantwortlich: den Leitungen gegenüber für eine „anständige Tagesleistung“, den Arbeitern gegenüber für „anständige Bezahlung“. Das berührt den klassischen Konfliktstoff der Arbeitsnormen. Die Leitung kann beispielsweise den Lohn erhöhen, die Norm aber so steigern, daß die Erhöhung wieder ausgeglichen wird. Dann greift die Gewerkschaft ein. Um das tun zu können, muß sie die Frage sachlich prüfen. Hierzu verlangt sie die Zulassung gewerkschaftlicher Zeitnehmer, die ihre Zeitstudien neben jenen der von der Direktion entsandten Zeitnehmer betreiben dürfen und gegebenenfalls mit diesen gemeinsam entscheiden. Solche Gewerkschaftsfachleute haben eine schwierige Aufgabe. Echte Doppelverantwortlichkeit ist praktisch schwer durchzuführen. Der gewerkschaftliche Zeitnehmer setzt sich immer dem Vorwurf aus, den Betrieb oder zumindest den Tarifvertrag zu „ruinieren“, wenn er den Standpunkt der Arbeiter vertritt, oder aber als „Kollaborant“ gebrandmarkt zu werden, wenn er einmal feststellt, daß die Direktion recht hatte²⁾.

Die Gesamttendenz auf selten der Unternehmungen geht dahin, die Zusammenarbeit nicht so sehr aus wirtschaftlichen Gründen abzulehnen, sondern aus Sorge um die *Autorität der Leitung*. Der autoritäre Standpunkt überschattet selbst sichtbare wirtschaftliche Vorteile. Mehrere Unfallverhütungstechniker berichteten, daß die Leitung der Zusammenarbeit mit den Arbeitern in bezug auf Unfallverhütung nur deshalb ablehnend gegenüberstand, weil sie „für ihre Stellung fürchtete“. Diese Haltung soll von 40 vH. der Leitungen eingenommen werden. Auch wo in Vorbesprechungen alle wirtschaftlichen Bedenken gegen die Einführung der Zusammenarbeit überwunden worden waren und die Leitung sogar zugegeben hatte, daß durch diese Methode die Gewerkschaft „reifer“ (Anm. d. Red.: wozu?) gemacht werden könne, lehnte die Leitung schließlich ab. Sie erklärte offen, daß sie von der betrieblichen Zusammenarbeit eine Schädigung ihrer Machtstellung befürchtete. Ihre Autorität, ihr Prestige, ihre Herrschaft über den Betrieb würden leiden. „Wir haben an unsere Aktionäre zu denken“, „wir wollen das Geschäft selber leiten“, „wir wollen die Gewerkschaft nicht noch mächtiger machen“ — das waren typische Kommentare. Viele Leitungen waren mit den gewerkschaftlichen Methoden unzufrieden. Die Gewerkschaften seien „mit Politik durchtränkt“, und „Festigkeit“ sei das einzig angebrachte. Ferner hielten viele Direktoren die Zusammenarbeit für praktisch nicht durchführbar; sie hielten nicht viel von den Vorschlägen, die die Arbeiter machen könnten.

Die älteren Gewerkschaftsführer — im Durchschnitt führt ein Gewerkschaftsvorsitzender bei den größeren Verbänden sein Amt in Amerika 26 Jahre — verdanken ihren Ruf und ihr Amt der Tatsache, daß sie Kämpfer sind. Sie werden sich kaum ändern. Ihre Grundhaltung führt sie zur Skepsis gegenüber allen Formen der betrieblichen Zusammenarbeit. Die örtlichen Funktionäre, die sich häufig, oft jährlich, zur Wiederwahl stellen, müssen jedesmal etwas „liefern“, das heißt mit erzielten Erfolgen aufwarten können: Lohnerhöhung, Arbeitszeitkürzung, verbesserte Arbeitsbedingungen. Das erreichen sie am leichtesten, wenn die Sorge um die Durchführung der entsprechenden Abmachungen der Betriebsleitung überlassen bleibt, die „ja schließlich dazu da ist“. Allenfalls stimmen sie

2) Anm. d. Red.: Wie ersichtlich, versteht man in Amerika unter „Mitbestimmung“ etwas anderes als in Deutschland oder jedenfalls nur einen Teil davon.

einem Prämiensystem zu, aber viele Gewerkschaften wollen auch davon nichts wissen.

Die Zusammenarbeit bringt vielleicht erst nach längerer Zeit Früchte. Es kann Zwischenfälle geben, auch Fehlschläge. Die Gewerkschaftsführer können genötigt sein, an Risiko und Verantwortung teilzunehmen, ohne dafür eine Teilnahme an Erfolgen aufweisen zu können. Zusammenarbeit bedeutet Änderung — die Arbeit, die Arbeitsgruppe, die Routine, die Tradition, persönliche Beziehungen, fixierte Interessen, fixierte Ideen, alles wird geändert. Die Gewerkschaft soll vielleicht restriktive Methoden aufgeben, um wirtschaftliche Gewinne zu erzielen; selbst wenn ihre Teilnahme an den letzteren feststeht, kann sie die soziale Einbuße für wichtiger halten. Es geht eben nicht nur um Wirtschaftliches. Die Zusammenarbeit kann für die Gewerkschaft, wie für die Leitung, zur Last werden. Zusammenarbeit zwischen der Leitung und auswärtigen gewerkschaftlichen Spitzenfunktionären kann zu einem Nachlassen des Eifers bei den örtlichen Funktionären führen. Tragen wieder die letzteren die Zusammenarbeit, so sind sie leicht Angriffen seitens der Mitglieder ausgesetzt. Die Gewerkschaft kann einen Teil der Möglichkeiten verlieren, ihren Gegensatz zur Leitung zur Geltung zu bringen.

Die „neuen“, jüngeren Gewerkschaftsführer, die in Volks- und Betriebswirtschaft gut ausgebildet sind, scheinen keine angemessene Vorstellung vom Wirkungsbereich der betrieblichen Zusammenarbeit zu haben. Sie finden, daß der Rahmen für diese Zusammenarbeit im wesentlichen von der Betriebsleitung abgesteckt wird. Diese will ihre Vorrechte mit niemanden teilen, so daß eine echte Zusammenarbeit kaum möglich ist. Auch befürchten die „neueren“ Gewerkschafter, daß die Kampffähigkeit der Verbände durch die Zusammenarbeit leiden könnte. Sie sind für konsultative Einrichtungen, machen aber Vorbehalte in bezug auf deren Ergebnisse. Wird die Gewerkschaft von einer bloßen Beschwerdestelle zum wirklichen Teilnehmer an der Leitung aufrücken? Haben die Arbeiter bei der allgemeinen Geschäftspolitik der Leitung mitzureden? Werden ihre vernünftigen Vorschläge durchgeführt? Danach wollen diese Gewerkschafter die Zusammenarbeit beurteilen. Sie halten sie für aussichtslos, wenn die Arbeitnehmer und Gewerkschaften in einer untergeordneten Stellung verbleiben, wenn sie nur untergeordnete Angelegenheiten besprechen dürfen und wenn ihre Vorschläge nur an irgendeinen machtlosen Ausschuß, nicht an leitende Stellen, weitergegeben werden, wie das häufig vorgekommen ist.

Die Mehrzahl der Betriebsleitungen glaubt nicht, daß die Zusammenarbeit die richtige Methode zur Steigerung der Produktivität ist. Viele halten überhaupt nichts davon. Sie verweisen darauf, daß die Praxis der Vergangenheit wie der Gegenwart überwältigende Gegenargumente liefert. Ob alle diese Einwände berechtigt sind, ist eine andere Frage. Es liegen Erfahrungen mit Anreizsystemen, Methoden zur Erhöhung der Disziplin usw. vor, wie sie von den Betriebsleitungen an Stelle der betrieblichen Zusammenarbeit empfohlen werden. Sicher sind hier oft große Erfolge aufzuweisen, aber es gibt auch Mißerfolge. Die Mehrerzeugungsprämie, die Kosten der nötigen Kontrollen sind so hoch, daß die Mehrproduktion eben gedeckt wird; ein Gewinn bleibt nicht übrig. Anfangs geht die Erzeugung in die Höhe, dann bleibt sie stehen, vermutlich weil die Arbeiter ihre Mehrleistung genau nach der Mehrvergütung einrichten. Versuche, diese Tendenz zum „Sichspielen“ zu bekämpfen, stoßen auf den heftigsten Widerstand, der Arbeiter. Hier könnte die betriebliche Zusammenarbeit einen Ausweg aufzeigen.

Die Gewerkschaften sind in hohem Maße gegen die Alternativmethoden der Betriebsleitungen zur Erhöhung der Produktivität eingestellt. Jede verfeinerte

Aufsichtstechnik stößt auf den Argwohn der Arbeiter, die darin eine Umgehung der Verträge mit den Gewerkschaften erblicken, mehr noch, eine Erneuerung der individualistischen Haltung im Betrieb, ein Herangehen der Leitung an den einzelnen Arbeiter statt an seine Organisation. Wird die Disziplin schärfer gehandhabt, so sehen die Arbeiter darin eine Rückkehr zur Autokratie. Anreizsysteme jeder Art stoßen auf Widerspruch, weil sie einen Arbeiter gegen den anderen ausspielen und *die Gruppeneinheit zerstören*, auf welcher die Arbeiterbewegung ruht. Solche Systeme sehen oft auch der Antreiberei, der Akkordschinderei und der Herbeiführung von Entlassungen allzu ähnlich. Trotz all dieser Einwendungen geht die allgemeine Haltung der Gewerkschaften dahin, diese „direktoralen“ Methoden der neueren Art der Zusammenarbeit vorzuziehen, weil sie von der letzteren noch größere Schwierigkeiten befürchten.

Was kann der Einzelne auf beiden Seiten tun, um der Zusammenarbeit voranzuhelfen? Zunächst muß Vertrauen und guter Glaube geschaffen werden. Jede Seite muß die andere zu guten Beziehungen und wirtschaftlichem Denken erziehen. Ehrliche, sachliche Information ist auf beiden Seiten notwendig. Beide Seiten müssen von unhaltbaren Behauptungen absehen und einander gegenseitig bejahen, wo es angeht, statt Opposition um der Opposition willen zu treiben. Sie müssen darauf verzichten, „das Gesicht zu wahren“, und bereit sein, Irrtümer zuzugeben und zu berichtigen. Auch sollten sie nicht um Kritik bitten, um dann beleidigt zu sein, wenn sie geübt wird.

Zusammenarbeitspläne beginnen zweckmäßig auf Gebieten größten gegenseitigen Interesses, wo der Erfolg am wahrscheinlichsten ist, wie Unfallverhütung, Bekämpfung der Materialvergeudung, bessere Werkzeugpflege usw. Die Leitung kann ihre Verwaltungstechnik vereinfachen, ihre Personalpolitik berichtigen, mehr Sorge um stabile Beschäftigung entfalten und den Fluß der Arbeit innerhalb des Betriebs verbessern.

Die Arbeiter wiederum müßten vor allem die restriktiven Methoden aufgeben, die sie gern anwenden, wie still verabredete Leistungsbeschränkung, ungeschriebene Arbeitsregeln, Obstruktion gegen technische Veränderungen, Bevorzugung der Betriebszugehörigkeit gegenüber der Qualifikation beim Einsatz einzelner Arbeitskräfte usw. Es scheint, daß diese Methoden einem vergangenen Zeitalter angehören, in welchem die Gewerkschaften schwach waren und in starren Leistungsnormen für ihre Mitglieder das einzige Mittel sahen, um der Diskriminierung des weniger Leistungsfähigen (oder Bevorzugung des Hochleistenden) durch die Betriebsleitung entgegenzuwirken. Wenn heute Diskriminierungen vorkommen, so sind die Gewerkschaften wohl stark genug, damit durch individuelle Behandlung jedes Falles fertig zu werden. Wo sie durch Zusammenarbeit etwas gewinnen können, erscheint die Fortsetzung restriktiver Methoden als ein Anachronismus. Die Arbeiterführer erklären zwar, daß sie die Erhöhung der Produktivität begrüßen, die tägliche Praxis ihrer Verbände steht aber im Widerspruch dazu. Damit wird es der Arbeiterbewegung erschwert, aus den veränderten Verhältnissen Nutzen zu ziehen.

Es wäre erwünscht, wenn irgendein führendes Unternehmen genug Phantasie und Wagemut aufbrächte, einmal seine Arbeiterschaft durch geeignete Methoden zum Einsatz für höhere Produktivität zu bringen, dergestalt, daß sich die Arbeiter mit diesen Bestrebungen voll identifizieren könnten.

DER BRITISCHE GEWERKSCHAFTSBUND AUF NEUEN WEGEN

Es ist noch gar nicht lange her, daß man in englischen Gewerkschaftskreisen recht verständnislosen Blicken und Fragen begegnete, wenn man vom Kampf ums Mitbestimmungsrecht in Deutschland erzählte. Wohl kaum so wie in England wirkt die Tradition als beharrender Faktor, gegen die sich nur schwer neue Erkenntnisse durchsetzen. Das gilt auch für die Gewerkschaftsbewegung, und gewiß war dabei auch der große Erfolg maßgebend, den die alte Praxis des gewerkschaftlichen Interessenkampfes für die „eine Seite der Industrie“ — wie man hier die Arbeitnehmerschaft nennt — im Laufe der letzten Jahrzehnte errungen hatte.

Obwohl man ja hier weniger vom Klassenkampf in jenen Formen denkt und spricht wie etwa in den unter den marxistischen Vorstellungen groß gewordenen Arbeiterbewegungen, hat man gerade in England dieses Bild von den „zwei Seiten“ bis in die letzten Konsequenzen der gewerkschaftlichen Praxis zur Richtschnur genommen und auch in diesem so wenig der Theorie geneigten Lande doch so etwas wie eine Theorie daraus gemacht. Immer ging man aus von einer klaren Trennung der Interessen und der Funktionen. Arbeitgeber und Arbeitnehmervertreter saßen sich wie Advokaten an beiden Seiten eines Tisches gegenüber, wenn es Lohnfragen oder Arbeitsbedingungen auszuhandeln galt. Gerade um dieser Position willen — Anwalt einer Partei zu sein — hatte sich bei den Gewerkschaftsfunktionären eine tiefe Abneigung entwickelt, der Unternehmerseite irgend etwas von der Betriebsverantwortung abzunehmen. Die Verantwortung für alle zu treffenden Entscheidungen sollte beim Besitzer bleiben. Die Gewerkschaftsvertreter wollten sich nicht in eine Lage manövrieren lassen, von der aus sie zu einer die Interessen „beider Seiten“ berührenden Kompromißhaltung gezwungen werden könnten. Nicht, daß Kompromisse abgelehnt wurden, aber man wollte lieber an *dem* Hebel bleiben, der den Kompromiß einer mittleren Linie voll und ganz von Seiten der Arbeitnehmerinteressen beeinflußt. Das hatte sich keineswegs geändert, als mit der Labourregierung die ersten nationalisierten Industriezweige geschaffen wurden, in deren Leitung ja auch Männer berufen wurden, die als Funktionäre der Gewerkschaften auf eine lange erfolgreiche Tätigkeit in Betriebsfragen aller Art zurückblicken konnten. Es gab da nun manche Auflockerung in der Beziehung zwischen den „beiden Seiten“, aber es gibt auch nicht einen nationalisierten Betrieb, in dem etwa ein Mitbestimmungsrecht der Belegschaftsvertretung vorgesehen wäre. Wohl gibt es eine ganze Reihe von Einrichtungen, die der Arbeitervertretung eine *beratende* und gewiß manchmal die Entscheidungen beeinflussende Funktion zuweisen, besonders in der Kohlenwirtschaft. Aber das Grundprinzip — der Leitung soll keine Verantwortung abgenommen werden — blieb auch da.

Die Belegschaftsvertretungen haben eine ganze Reihe von Aufgaben, nur eine nicht: Lohnfragen sind nicht ihre Sache. Diese bleiben den zuständigen Gewerkschaften vorbehalten, und so kommt es oft, daß am Verhandlungstisch die Führer von Bergarbeitergewerkschaften Vertretern der Leitung gegenüber sitzen, unter denen auch ehemalige Gewerkschaftsfunktionäre Platz genommen haben. Einer von diesen hat die Funktion, die etwa dem Arbeitsdirektor in den entflochtenen Betrieben der deutschen Schwerindustrie entspricht. Es versteht sich

von selbst, daß niemand in diesem Platzwechsel etwa ein Zeichen von „Klassenverrat“ sieht, die gegenseitige Vertrautheit und der auf beiden Seiten immer vorhandene gute Wille hat diese Arbeitsteilung gerade in den nationalisierten Betrieben oft recht fruchtbar werden lassen.

Nun sind aber in der industriellen Entwicklung Englands neue Faktoren in Erscheinung getreten — die *Vollbeschäftigung* und die auch von den Konservativen nicht wieder abgeschaffte Planung nach gesamtwirtschaftlichen Interessen, wie sie die Teilung in Binnenkonsum, Außenhandel und Rüstungswirtschaft vorschreibt. Damit aber wurde zwangsläufig den Gewerkschaftsvertretungen und auch den Belegschaftsvertretungen ein viel weiterer Rahmen ihrer Aufgaben und Verantwortung gegeben als nach den alten Spielregeln, die ja im Grunde immer noch von jener „freien Unternehmerwirtschaft“ ausgingen, die alle Interessen in Konkurrenzinteressen aufteilt. So wurden nun nach und nach weit über 100 Organisationen als Querverbindungen zwischen dem TUC (Trades Union Congress — Gewerkschaftskongreß) einerseits und den Ministerien, Arbeitsämtern, Arbeitgeberorganisationen usw. andererseits geschaffen, um die gewerkschaftliche Mitarbeit bei allen übergeordneten sozialen und politischen Interessen, die die gesamte Volkswirtschaft angehen, voll zur Wirkung kommen zu lassen.

Daraus aber ergab sich nun geradezu zwangsläufig, daß man mit den alten Vorstellungen, die Gewerkschaften dürften nichts mit der Leitung und Mitbestimmung zu tun haben, nicht mehr weiterkam. Die Gewerkschaftsführung begriff sehr bald, daß nun Arbeiter mit Problemen der Leitung und der Mitverantwortung bekanntgemacht werden müßten. Obwohl sich bald herausstellte, wie groß der Mangel an Gewerkschaftern war, die in solchen Aufgaben bewandert waren, dauerte es noch bis zum Frühjahr 1951, dem sechsten Jahr der Labourregierung, daß der TUC Kurse zur Ausbildung von Fabrikleitern einrichtete — so lange wirkte die Bremse der Tradition.

Man kann sich gewiß vorstellen, wie schwierig es war, mit alten Bedenken gegen die Rationalisierung und Steigerung der Produktivität als der Leistung pro Mann und Arbeitsstunde fertig zu werden; auch hier war trotz sechsjähriger Vollbeschäftigung noch die alte Besorgnis zu überwinden, daß Rationalisierung Arbeitslosigkeit schafft. Die neue Erkenntnis, daß ohne Rationalisierung überhaupt keine Steigerung des Lebensstandards möglich ist, mußte sich erst allmählich durchsetzen.

Heute ist einer der Wortführer des neuen Arbeitsdenkens und der Beteiligung gewerkschaftlich geschulter Arbeiter an der Betriebsleitung der Generalsekretär des TUC, *Sir Vincent Tewson*, der kürzlich nach einem geschichtlichen Rückblick in einem Vortrage über „die Rolle der Gewerkschaften in der Betriebsführung“ in einem der neuen Institute zur Schulung und Forschung auf dem Gebiet der Betriebsführung die neuen Aufgaben für die Gewerkschaften geschildert hat, die „die altmodischen Auffassungen von den Beziehungen zwischen Unternehmern und Arbeitern ablösen müssen“! Gerade weil der TUC nun an die Zusammenarbeit „beider Seiten der Industrie“ appelliert, wacht er nicht weniger scharf auf die Sicherung der Rechte und des sozialen Standards, die die englische Arbeiterschaft in den Jahren der Labourregierung erworben hat.

Sir Vincent Tewson steht bekanntlich auf dem rechten Flügel der Labour Party und ist einer der schärfsten Kritiker des „Rebellen“ *Aneurin Bevan*, vor allem, seitdem dieser vor einem Jahr aus Protest gegen das Rüstungsprogramm aus dem Kabinett ausschied. Umso interessanter ist nun, daß Bevan in seinem

Buch „In Place of Fear“ (An Stelle der Furcht) — womit er meint, daß eine konstruktive Politik internationaler Verständigung die panikerregende Politik der Furcht und Einschüchterung ablösen soll — aus den Erfahrungen mit den nationalisierten Industrien zur gleichen Forderung kommt: die Einbeziehung der Arbeiterschaft in die Betriebsführung. In dem Kapitel, das den Leistungen der Arbeiterregierung gewidmet ist, beschäftigt er sich auch mit der Entwicklung, die die Gewerkschaften in England genommen haben, und mit der Praxis der Korporationen; das sind jene Körperschaften, in denen die nationalisierte Industrie organisiert ist, wie z. B. der National Coal Board. Man hat diese Organisationen ja bewußt mit großer Selbständigkeit ausgestattet, um die Bürokratie vom Staat gelenkter Industrien zu vermeiden. Sie sind lediglich der finanziellen Kontrolle durch das federführende Ministerium unterworfen und damit dem Parlament verantwortlich. Natürlich müssen sie sich auch den allgemeinen Richtlinien der Wirtschaftspolitik anpassen. In ihrer Struktur, so meint Bevan, werden sie zu mammutartigen Riesentrüsten der „Herrschaft der Manager“ — und auch aus diesem Grunde fordert er das Mitbestimmungsrecht der Arbeiter und ihren entscheidenden Anteil an der Leitung in den verschiedenen Abteilungen des Produktionsprozesses.

Bevan will den nationalisierten Betrieben noch eine andere Aufgabe zuweisen: Aus ihren Erträgen soll vor allem der Sozialstaat finanziert werden. Bevan erweist sich — und das hat große Überraschung im Labourlager ausgelöst — als ein Gegner der hohen Einkommensteuern. Natürlich nicht, weil er die hohen Einkommen schonen will; er argumentiert einfach realpolitisch. Niemand zahlt gerne Einkommensteuer, und je größer die Steuerbelastung wird, desto mehr werden Wege gefunden, sie irgendwie zu umgehen, so daß schließlich der Lohn- und Gehaltsempfänger der einzige ist, der alle Steuern zahlen muß. Statt dessen sollte die Sozialpolitik aus den Profiten der sozialisierten Betriebe finanziert werden. Natürlich ist sich Bevan bewußt, daß das auch eine Form der indirekten Verbrauchsbesteuerung ist, denn sonst könnten ja die Produkte entsprechend niedriger verkauft werden, aber er meint, daß diese Profite ja auch nur dem entsprechen, was die Profitrate für die Privatunternehmen bedeutet. Bevan argumentiert weiter, daß diese Funktion auch dazu führen werde, den sozialisierten Sektor der Wirtschaft zu erweitern, neben dem er auch dem privatwirtschaftlichen durchaus die Existenzberechtigung zuspricht.

Auch hier befindet sich Bevan keineswegs auf einem Wege, der etwa nach links führt. Wenn er vom Gleichheitsprinzip des Sozialismus spricht, so ist es ihm die Gleichheit der Möglichkeiten individueller Entwicklung, unbehindert durch Besitz- oder Klassenvorrechte. Aber eine völlige Einkommensgleichheit ist nach seiner Auffassung eine Idee, die nie wirklich im Denken der Arbeiterschaft Wurzel gefaßt hat. Selbstverständlich ist er für einen Abbau der großen Einkommensunterschiede. Es könnten aber durchaus verschiedene Formen des Eigentums in einer Gesellschaft nebeneinander wirken. Wichtig sei nur, daß *eine* Form der Eigentumsverhältnisse dominiert und für die gesamte Wirtschaftsstruktur richtunggebend ist. Das müsse in Zukunft das öffentliche Eigentum sein. So etwa werden das Tewson, Herbert Morrison und der Labourschatzkanzler, der Bevans Zorn in der Budgetdebatte von 1951 am meisten erregt hatte, Hugh Gaitskell, auch sagen. Auch seine Stellung zum Kommunismus ist nicht weniger ablehnend als die der Parteiführung. Erstaunlich bleibt gewiß seine so plötzlich erfolgte Minderbewertung der sowjetischen militärischen Gefahr, gerade auch mit dem Hinweis auf die dem Sowjetkommunismus eigene Katastrophentheorie. Auch in seinem Buch gibt er keinen Aufschluß darüber, warum er, der ,im

Februar 1951 das erhöhte Rüstungsprogramm im Unterhaus so gut verteidigt hatte, es zwei Monate später, begleitet von seinem Rücktritt aus dem Kabinett, nicht nur für undurchführbar, sondern auch für unnötig hoch erklärte. Nichts von dem, was er sagt, war nicht schon im Februar ebenso bekannt.

Die Meinungsverschiedenheiten, die Bevan in dieser Hinsicht von den Spitzen des TUC und von der Mehrheit des Parteivorstandes trennen, werden aber dank der antisozialen Wirtschaftspolitik der jetzigen Regierung zusehends überwunden. Auch wenn es keinen Rebellen gäbe — diese Politik macht es auch den Gewerkschaften immer schwerer, eine Rüstungspolitik zu unterstützen, die mit Hilfe dieser Wirtschaftspolitik finanziert werden soll. Der Angriff auf den Gesundheitsdienst, die Pläne für die Entnationalisierung des Straßentransportes, dessen ganze Einrichtungen mit einem Verlust von 240 Mill. DM für die Staatskasse privaten Unternehmern ausgeliefert werden sollen, die drohende Re-Privatisierung der Eisen- und Stahlwirtschaft, das alles hat bei den jüngsten Wahlen zu den städtischen und provinziellen Parlamenten schon deutlich einen Stimmungsumschwung zugunsten der Labour Party verursacht,

Das, und nicht etwa eine Bestätigung der Bevanschen Argumente von 1951, ist auch die Ursache, warum in den jüngsten Kongressen von zwei der größten englischen Gewerkschaften, der Vereinigten Gewerkschaft der Maschinenarbeiter (Amalgated Engineering Union) und der Gewerkschaft der Arbeiter der Handelsgewerbe und verwandter Branchen (Union of Shop, Distributive and Allied Workers), das gegenwärtige Rüstungsprogramm angegriffen und in einer Resolution die Einberufung einer Welt-Abrüstungskonferenz verlangt wurde.

Der TUC hat angesichts der Preispolitik, die aus dem Budget *Butlers* hervorgeht, und die in zunehmendem Tempo so deutlich fühlbar zur Senkung des Lebensstandards führt, bereits angekündigt, daß die „Lohnstop-Politik“, die der TUC seit den Tagen der Schatzkanzlerschaft *Stafford Cripps'* befolgt hatte, nicht mehr zu halten ist. Gewiß, von heute auf morgen braucht die Churchill-Regierung nicht zurückzutreten, solange nicht die schmale Unterhausmehrheit durch Verluste in den Nachwahlen geschwächt wird. Aber die Gewerkschaften bereiten sich auf die nächste Etappe einer Labourregierung schon heute vor — und dazu gehört nicht zuletzt, daß die Lehren aus den ersten Jahren des Bestehens nationalisierter Betriebe gezogen und ein praktischer Beitrag zur Ausarbeitung des Programms einer neuen Labourregierung geleistet wird.

ANEURIN BEVAN

Das Problem der Menschheit ist es, einen Weg zu finden, um das Bewußtsein der Welt auf etwas anderes zu konzentrieren als auf die verzweifelte Strömung, die uns jetzt zum Kriege treibt. Die Generäle haben uns das Datum der Verzweiflung gegeben: 1952/53. Sollten nicht wir ein Datum linden — auf das wir sofort hinstreben hätten —, zu dem ein bestimmter Hundertsatz unserer heutigen Rüstungsausgaben der friedlichen Entwicklung zurückgebliebener Gegenden in der Welt gewidmet würde? Das Datum müßte fern genug sein, um Vorbereitungen zu erlauben. Es müßte nahe genug sein, um Hoffnung zu erwecken und Mißbrauch zu vermeiden Und der Anteil der Rüstungsprogramme, der zu friedlichen Zwecken zu verwenden wäre, müßte präzise und von wesentlichem Umfang sein und sich in Mannschaftsziffern und Maschinengrößen ausdrücken lassen.

BEVAN UND DAS AMERIKANISCHE RÜSTUNGSPROGRAMM

Im Sommer 1951, einige Monate vor den englischen Wahlen, trat *Aneurin Bevan* von seinem Ministerposten in der Arbeiterregierung zurück. Er begründete diese Resignation vor allem damit, daß das von der damaligen Labourregierung vorgeschlagene Militärprogramm, nicht durchführbar sei, ohne die Sozialpolitik und den Lebensstandard der englischen Arbeiter zu gefährden, und er schlug vor, das für drei Jahre in Aussicht genommene Rüstungsprogramm auf vier Jahre zu verteilen. Auf diese Weise konnte nach seinen Ausführungen das Sozialprogramm der Arbeiterregierung voll aufrechterhalten werden. Bei der Begründung seiner Anschauungen wies Bevan noch darauf hin, daß er nicht glaube, daß ein Krieg mit Rußland unmittelbar bevorstünde, noch daß die Russen bereit seien, einen Weltkrieg in absehbarer Zeit zu entfesseln.

Die gesamte konservative Presse in England fiel damals über Bevan her; aber als *Churchill* wieder an die Macht kam, mußte er zugeben, daß Bevan für England recht habe, und das englische Rüstungsprogramm wurde dann auch von den Konservativen auf einen längeren Zeitraum verteilt.

Nicht nur die englische Presse hatte seinerzeit *Aneurin Bevan* angegriffen, sondern auch — mit ganz vereinzelt Ausnahmen — die gesamte amerikanische Presse. Sie warf Bevan vor, daß er *appeasement policy* gegenüber den Russen vorschläge, und daß ihm Augengläser und künstliche Zähne, daß ihm die „sozialisierte“ Medizin wichtiger seien als eine auf militärischer Stärke beruhende Außenpolitik. Aber gleichzeitig mit dieser über ganz Amerika gehenden Pressekampagne gegen Bevan geschah etwas sehr Eigentümliches in den Vereinigten Staaten selbst.

Ungefähr um die gleiche Zeit, als Bevan die beschleunigte Durchführung des englischen Militärbudgets ablehnte, *revidierten die Vereinigten Staaten ihr eigenes Rüstungsprogramm*. Die amerikanischen Militärausgaben stiegen zwar ständig im Jahre 1951, aber sie stiegen nicht in dem *Tempo*, das in der Zeit des Eingreifens der Chinesen in den koreanischen Krieg ins Auge gefaßt worden war. Die USA haben so in Wirklichkeit die gleiche Militärpolitik für Amerika getrieben, die Bevan seinerzeit für England vorschlug: Sie haben ihr Rüstungsprogramm nicht auf drei Jahre verteilt, sondern auf vier. Die Durchführung des heutigen amerikanischen Rüstungsprogramms wird noch den größten Teil des Jahres 1954 in Anspruch nehmen.

Es ist außerordentlich bemerkenswert, daß von den Hunderten von Korrespondenten in Washington, die ständig über das amerikanische Rüstungsprogramm berichten, meines Wissens nicht einer in der Zeit der Angriffe gegen Bevan darauf hinwies, daß, während in der Presse noch die alten Überschriften bestehen blieben, die USA bereits im Sommer 1951 das Tempo der Rüstungen verlangsamten. Heute, nachdem die entscheidenden Daten deutlich vor aller Augen liegen¹⁾, sollte man den Mut haben festzustellen, *daß Aneurin Bevan nicht nur für England, sondern auch für Amerika recht behalten hat*.

Es sind drei Faktorenreihen gewesen, die das Tempo der amerikanischen Rüstungen etwas gebremst haben.

Die erste, wichtigste, ist die gesamte Einschätzung der weltpolitischen Lage. Es hat sich mehr und mehr die Überzeugung durchgesetzt, daß der Kreml für

1) Diese Daten Enden sich n. a. systematisch dargestellt in „The Economic Report of the President, January 1952“, dem. alle weiteren Zahlen in diesem Aufsatz entnommen sind.

die nächste absehbare Zeit nicht direkt einen Krieg entfesseln, nicht direkt auf einen Krieg hinarbeiten will. Das heißt natürlich nicht, daß ein Krieg auch schon in nächster Zeit ausgeschlossen ist; das heißt aber, daß ein Krieg eher unwahrscheinlich ist. Ist dies aber der Fall, dann besteht natürlich keine *zwingende* Notwendigkeit, das Tempo der Rüstungen so stark zu beschleunigen, daß gerade durch diese forcierte Beschleunigung die ungünstigen Folgen für die Wirtschaft ein besonders starkes Ausmaß erreichen.

Diese Erwägung führt zur zweiten Faktorenreihe: Um die heutigen so komplizierten Waffen für den modernen Krieg zu produzieren, ist eine breite Anlaufzeit notwendig. Wollte man sie übermäßig verkürzen, dann würde technisch die Wirtschaft ganz beträchtliche Erschütterungen erfahren müssen, die man, wenn es irgend möglich ist, zu vermeiden sucht. In dem wirtschaftlichen Bericht Präsident *Trumans* heißt es: „Wir sind weit davon entfernt, unsere Sicherheit durch den militärischen und ökonomischen Kräfteaufbau der freien Welt als ein Ganzes erreicht zu haben. Wir haben z. B. große Schwierigkeiten zu überwinden, um unser Rüstungsprogramm anlaufen zu lassen. Diese Schwierigkeiten betreffen vor allem die Werkzeugmaschinenindustrie und andere Engpässe. Wir haben uns entschieden, die modernsten Waffen herzustellen, bevor wir darangehen, Waffentypen, die bereits im Gebrauch sind, in Massen zu produzieren.“

Abgesehen aber von diesen technischen Schwierigkeiten war es eine dritte Faktorenreihe, die zu einer Verlangsamung des Tempos in der Rüstung geführt hat. Um sie in einem Satz zusammenzufassen: Von der heutigen — verlangsamten — Basis der Aufrüstung ist es eher möglich, bei Aufrechterhaltung des bestehenden amerikanischen Lebensstandards, bei Aufrechterhaltung der Profite und der Löhne, die wachsende Rüstungsproduktion durchzuführen. Auf der heutigen Basis ist die Steigerung der Rüstungsproduktion alles in allem ungefähr entsprechend der Steigerung der gesamten amerikanischen Produktion.

Dieser Punkt ist darum so wichtig, weil er so tief in unser eigenes Leben wie in das der Alliierten eingreift. Er soll daher ganz ausführlich behandelt werden.

Was war die Ausgangsbasis für die amerikanische Wirtschaft in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg? Auf der Basis der Preise von 1951 betrug die jährliche Produktion der USA 1947 270 Milliarden Dollar. Sie war damit 1947 um etwa ein Drittel höher als in den letzten Jahren vor Beginn des zweiten Weltkrieges.

Im entscheidenden Gegensatz zu den europäischen Alliierten der USA, die im besten Fall 1947 in ihrem Lebensstandard das Friedensniveau erreichten, vielfach weit dahinter zurückblieben, ging so Amerika in die Nachkriegszeit mit einem Lebensstandard, der um rund ein Drittel über dem des Friedens lag. Schon diese Steigerung war nach früheren historischen Erfahrungen selbst für Amerika ungewöhnlich.

Von dieser Basis von 270 Milliarden Dollar in Preisen von 1951 stieg die jährliche Produktion bis Mitte 1950 um etwa 30 Milliarden Dollar auf 300 Milliarden Dollar jährlich. Seit Ausbruch des koreanischen Krieges nahm das Tempo der Steigerung der Produktion zu, und Anfang Januar 1952, das heißt in eineinhalb Jahren, war eine weitere Steigerung um 30 Milliarden Dollar erreicht, so daß in der Zeit, als der letzte ökonomische Bericht Präsident *Trumans* erschien, die amerikanische Produktion auf 330 Milliarden Dollar gestiegen war. Seit 1947 war damit die gesamte Produktion auf der Basis der Preise von 1951 um nicht weniger als 60 Milliarden Dollar gestiegen, das heißt, die Steigerung der jährlichen Produktion war bereits größer als die gesamten jährlichen Militärausgaben.

Das amerikanische Volk kann daher bereits bei dem heutigen Niveau seiner Produktion die gesamten Militärausgaben, die erst später 60 Milliarden Dollar jährlich erreichen sollen, tragen, wenn es nur mit seinem Lebensstandard von 1947 zufrieden ist, der bereits um ein Drittel über seinem Lebensstandard von 1939 lag. Es müßte dann nur einen kleinen Teil des Aufstiegs in seinem Lebensniveau, den es in den Jahren 1947 bis 1950, vor Beginn des koreanischen Krieges, erzielte, aufgeben.

Aber selbst dieses verhältnismäßig so kleine Opfer hat sich bei dem heutigen Tempo des Rüstungsprogramms als nicht notwendig erwiesen. Da das Tempo so verlangsamt wurde, da sich die Rüstung eben nicht auf drei, sondern auf vier Jahre verteilt, so ist auch jetzt die Steigerung im großen und ganzen nicht höher als die Steigerung der amerikanischen Produktion seit dem koreanischen Kriege.

Wie war die Situation im vergangenen Jahre? In diesen zwölf Monaten nahmen die Militärausgaben um mehr als 20 Milliarden Dollar zu: sie erreichten im letzten Vierteljahr 1951 (also nicht im Durchschnitt des ganzen Jahres) ein Niveau von 45 Milliarden Dollar, die militärische Hilfe an die Alliierten einbezogen.

Die gesamten Rüstungsausgaben nahmen Ende 1951 ungefähr 14 vH. der Produktion in Anspruch gegenüber 8 vH. im Jahre 1950. Aber im gleichen Jahre lag die gesamte Produktion mit 330 Milliarden Dollar um etwa 10 vH. über den Zahlen von 1950, die 300 Milliarden Dollar betragen. Der Bericht kommt in der Zusammenfassung seiner Ergebnisse zu der Schlußfolgerung, daß für das gesamte amerikanische Volk der Lebensstandard 1951 noch gestiegen ist. Das war die Lage im Jahre 1951.

Und wie wird sie sich im Jahre 1952 gestalten? Nicht viel anders! Die gesamten Militärausgaben sollen um rund 20 Milliarden Dollar weiter steigen, und zwar sollen sie in den letzten Monaten 1952 — also nicht im Durchschnitt des ganzen Jahres — ungefähr 65 Milliarden Dollar betragen. Auf der anderen Seite aber bleibt natürlich auch die amerikanische Produktion nicht stabil. Der Bericht des Präsidenten erwartet eine Steigerung von mindestens 5 vH., das heißt einen weiteren Anstieg von etwa 15 bis 20 Milliarden Dollar. Mit anderen Worten: die Steigerung der amerikanischen Rüstungsausgaben wird auch 1952 kaum höher sein als die Steigerung der Produktion. Die wachsenden Rüstungsausgaben werden so nicht aufgebracht durch eine beträchtliche Senkung der *gesamten* Produktion für die Konsumgüter des amerikanischen Volkes, sondern durch weitere Steigerung der Produktion; das schließt natürlich nicht aus, daß in *gewissen* Konsumgütern beträchtliche Einschränkungen einsetzen werden. Autos und Häuser werden nicht soviel produziert werden wie in den Jahren zuvor; wie überhaupt, die Produktion der „dauerhaften“ Konsumgüter beschränkt wird. Das schließt weiter nicht aus, daß bei der an sich sehr großen Umstellung vieler Produktionszweige an manchen Stellen große Schwierigkeiten eintreten werden. In Detroit z. B. hat bereits der Rückgang der Autoproduktion zu starker Arbeitslosigkeit geführt.

Aber insgesamt ist das Bild für Amerika, daß auf der Basis der nunmehr vorgesehenen Verlangsamung des militärischen Rüstungsprogramms die Steigerung der Rüstungen mit der Steigerung der amerikanischen Produktion parallel geht und daß sie auch für die Zukunft, daß sie auch für das Jahr 1952 parallel gehen wird. Das mag sich ändern, wenn die internationale Situation sich sehr verschlimmert. Im amerikanischen Budget sind z. B. keine größeren Ausgaben vorgesehen für die Fortsetzung des koreanischen Krieges. Aber unter der Voraussetzung, daß es in Korea zu einem Waffenstillstand kommt, und daß kein neuer „kleiner“ Krieg eintritt, werden die Rüstungskosten kaum höher sein als nun-

mehr vorgesehen. Sie sind damit Meiner als die amerikaaische Regierung im Herbst 1950 angenommen hatte, als sie nach Eintritt der Chinesen in den Krieg mit ihrem gewaltigen Rüstungsprogramm begann und als sie von unseren europäischen Alliierten die koordinierte Steigerung ihrer Militärausgaben verlangte. Das ergibt sich klar, wenn wir den heute vorliegenden Bericht Präsident Trumans in Vergleich setzen zu dem im Juli 1951 publizierten. Im letzten Bericht wurde erklärt, daß das Tempo in der Steigerung im letzten Vierteljahr 1951 zurückging. Es heißt dort: Das Tempo des Ausbaus unseres Sicherheitsprogramms verringerte sich gegen Ende 1951. Während des letzten Vierteljahres haben sich die Sicherheitsausgaben schätzungsweise um nur drei Milliarden Dollar erhöht, auf das Jahr gerechnet im Vergleich zu der durchschnittlichen Steigerung von 6 Milliarden Dollar in jedem der drei vorhergehenden Jahre.

Da das Tempo der Steigerung zurückging, machen die Militärausgaben auch nicht den Prozentsatz des amerikanischen Volkseinkommens aus, der in den früheren Berichten des Präsidenten als wahrscheinlich angenommen worden war. Im Juli 1951 war gesagt worden, daß der Anteil der Rüstungsausgaben von 6 vH. vor Korea auf 15 vH. 1951 wachsen solle, und auf 20 vH. um die Mitte 1952.

In Wirklichkeit aber haben die Militärausgaben 1951 nicht 15 vH. betragen, sondern 14 vH., und sollen bis Ende 1952 18 vH. erreichen, und werden daher um die Mitte des Jahres 1952 ungefähr 16 bis 17 vH. erreichen. Diese Veränderung scheint an sich nur geringfügig zu sein, und wenn ein Land, sagen wir Belgien, statt 20 vH. nur 16 bis 17 vH. für Rüstungszwecke ausgeben würde, dann wären die Folgen für die ganze Welt nicht sehr groß. Für die USA aber liegt das anders.

Jedes Prozent, das die amerikanischen Rüstungsausgaben am amerikanischen Volkseinkommen ausmachen, entspricht ungefähr drei Milliarden Dollar. Wenn Amerika so 1952 nicht 20 vH. seines Volkseinkommens, sondern 16 bis 17 vH. für seine Militärausgaben aufwendet, so heißt dies, daß die Militärausgaben um rund 10 Milliarden kleiner sind als man früher annahm. 10 Milliarden Dollar aber sind weit mehr als das gesamte amerikanische militärische und ökonomische Hilfsprogramm für Europa und Asien. 10 Milliarden Dollar sind mehr als das Doppelte der gesamten englischen Militärausgaben.

Das aber heißt: im gleichen Jahre, in dem Aneurin Bevan zurücktrat, weil er für eine gewisse Reduzierung der englischen Militärausgaben eintrat, um den Lebensstandard des englischen Volkes, der englischen Arbeiterschaft nicht stärker herabzusetzen, im gleichen Jahre hat Amerika, das in das Jahr 1951 mit einem Lebensstandard ging, der um ein Drittel über dem der Vorkriegszeit lag, ein Militärprogramm durchgeführt, dessen Steigerung verlangsamt wurde, so daß der amerikanische Lebensstandard auch in diesem Jahre ungefähr der gleiche blieb oder sich noch steigert. Amerika hat also das von Aneurin Bevan für England vorgeschlagene Militärprogramm für 1951 durchgeführt, und es gedenkt auch in den kommenden Jahren nicht von dieser Linie abzuweichen.

ABRAHAM LINCOLN

Arbeit ist unabhängig vom Kapital und älter als dieses. Kapital ist die Frucht der Arbeit und würde niemals existieren, wenn nicht die Arbeit vorher existiert hätte. Arbeit ist dem Kapital überlegen und verdient bei weitem die höhere Beachtung.

ZUR GEISTIGEN SITUATION DES DEUTSCH-AMERIKANERTUMS

Schmelztiegel Amerika?

Dieses nur zu oft benutzte Kennwort für den Assimilierungsprozeß der nicht angelsächsischen Bevölkerungsteile innerhalb der großen amerikanischen Völkerfamilie ist in Wirklichkeit nur halb richtig und dadurch verwirrend. Es verleitet zu voreiligen und falschen Schlußfolgerungen.

Amerika ist eine Nation von Einwanderern: von im Leben ihres Ursprungslandes noch mit allen Fasern verwurzelten Immigranten *und* solchen, die haßerfüllt alle Brücken hinter sich abbrechen und nur einem neuen Lebensabschnitt zustreben. Der Grad der Einschmelzung wie auch der Grad der Bereitschaft, sich neuen Eindrücken unvoreingenommen hinzugeben, war stets verschieden. Auch die Möglichkeit dazu, nicht zuletzt auf Grund der verschiedenen Bildungsgrundlagen, war keineswegs für alle gleich. Die der Skandinavier, der Deutschen und bis zu einem gewissen Grade der Juden (nämlich soweit sie nicht selbst die Situation der „Zerstreuung“, das heißt des Ghettos, als Gruppe vorzogen!) war größer als die, die im allgemeinen sich für die Immigrantennmassen aus Italien, den Balkanländern, Polen, Rußland und aus den lateinamerikanischen Ländern ergab. Anders auch als bei den Iren, die oft, selbst nachdem sie amerikanischen Boden betreten hatten, sich immer noch vor allem als Glieder des von England vergewaltigten Heimatlandes fühlten. Die Problematik der Asiaten, die nur in kleinen Scharen Zugang erlangten, steht noch auf einem besonderen Blatt: Oft fanden sie sich einer ähnlich verachtungsvollen Feindseligkeit gegenüber wie die einheimischen Neger. Alle diese Besonderheiten ergaben einen beträchtlichen Unterschied in dem Tempo, mit dem sich einzelne Volksgruppen assimilieren konnten — oder auch wollten!

Deutsche Einwanderung der ersten Zeit

Bereits Ende des 17. Jahrhunderts siedelten die ersten Deutschen in Nordamerika. Weitere Einwanderungswellen folgten, bis die deutschsprachige Volksgruppe schließlich die zahlenmäßig stärkste nicht-englische Gruppe in den Staaten darstellte. In der Entwicklung des Deutsch-Amerikanertums lassen sich deutlich mehrere Perioden unterscheiden: In der *ersten* haben die zumeist aus religiösem Nonkonformismus aus der alten Heimat Ausgewanderten vor allem einen neuen Arbeitsplatz gesucht und — oft als Farmer — auch gefunden. Einigen Städten verliehen sie ihr Gepräge und versuchten dort, ein wenig abgesondert lebend, ein Gott und den Gesetzen folgsames Leben zu führen. Mit dem Eintreffen der Achtundvierziger wurden weite Kreise der deutschen Immigration an die amerikanische Politik herangeführt. Sie haben aktiv beeinflussend, militant, am Aufbau, am Schutz, an der Entwicklung der Union teilgenommen. Die *zweite* Periode des gruppenmäßigen Mithandeln- und Mitbestimmenwollens fand im Zusammenhang mit dem ersten Weltkrieg ein Ende. Die scharf antibritische Haltung vieler deutscher Verbände, die auch nach dem amerikanischen Kriegseintritt nicht völlig verschwand, schuf ein wachsendes Mißtrauen gegen ihre organisatorische Aktivität, isolierte sie teilweise vom Gefühl der Gesamtnation und führte schließlich, nicht ohne innere Auseinandersetzungen in den eigenen Reihen, zu der mehr oder minder „gewünschten“ Aufgabe eigener politischer Gruppenbildung. Man zog sich auf geselliges Leben

eigener Art zurück, vollzog andererseits in steigendem Maße einzeln rückhaltloser als vorher die Einordnung in die Umgebung und verlor notwendigerweise dabei immer mehr das Interesse an der Bewahrung eigener Kultur, Presse und Tradition. Diese *dritte* Periode ist heute im Abklingen. Das Deutsch-Amerikanertum als Ganzes hat kaum noch ein eigenes „nationales“ Gesicht und keinen Ehrgeiz mehr, als „Pressure-group“ zu handeln.

Die Achtundvierziger

Daß vor 100 Jahren von einer intellektuellen Blüte deutscher Flüchtlinge entscheidende Anstöße für die amerikanische Nationwerdung ausgingen, klingt nur noch als eine Art Heldensage in die Zeit hinein. Damals hat eine merkwürdige Symbiose zwischen europäischen Ideologien und der neuem Werden offenen Realität des amerikanischen Kontinents stattgefunden. Die deutschen Liberalen und Radikalen ergriffen die Chance, für ihre Ideen auf jungfräulichem Boden mit all der Kraft, die in der Heimat nicht zum Zug gekommen war, die Trommel zu rühren. Sie rissen einen Teil der älteren deutschen Einwanderung mit sich und gliederten sich mit ihnen zusammen in die inneramerikanischen Fronten ein, womit sie brachliegende Kräfte, die vorher selbstgenügsam sich abseits gehalten hatten, fruchtbar machten.

Natürlich haben die Pennsylvania- und die Maryland-Deutschen¹⁾ — um nur zwei der wichtigsten Siedlungsgebiete zu nennen — als geschlossene Gemeinden bereits örtlich wichtigen Einfluß ausgeübt, noch bevor die Achtundvierziger und die der Niederschlagung der Revolution im alten Lande folgende Massenemigration der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (in den Jahren 1852—1854 landeten in New York' 500 000 Deutsche) der Alt-Immigration plötzlich artikulierte und politisch bewußte Wortführer brachten. Bis dahin hatten traditionsgemäß die meisten Deutschen der Demokratischen Partei angehört. Jetzt, als fast ausnahmslos die deutsche liberale, demokratische, sozialistische Intelligenz unter den Flüchtlingen vor, während und nach dem Sezessionskrieg sich mit all ihrer Leidenschaft für die Abschaffung der Sklaverei, aber auch für die Einheit der Union einsetzte, stießen in immer stärkerem Maße die deutschen Immigranten zu den Republikanern, später zu den „Unabhängigen Republikanern“, und bildeten in einigen Staaten das Rückgrat der damals fortschrittlichen Bewegung. Deutsche Turner-Regimenter eilten zu den Fahnen, als die Konföderation sich zu lösen versuchte. Deutsche hatten hohe Offiziersstellen während des Krieges, danach hohe Verwaltungsposten in der Union inne. Historiker sind überzeugt, daß die Wahl *Lincolns* zum Präsidenten 1860 nicht zuletzt auf die Aktivität von *Carl Schurz* zurückzuführen war.

Deutsch-amerikanische Synthese

Nicht nur in der nationalen Politik hatten die „Schnurrbarts“, wie man damals oft die Deutschen nannte, zeitweise einen starken Einfluß. In den ersten Zeiten der amerikanischen Gewerkschaftsorganisation hatten deutsche Radikale bei der Gründung von sozialistischen Parteien und Kampfblättern ihren guten Anteil — allerdings auch an der sektiererischen Rechthaberei, mit der diese Ansätze sich oft bald von innen zersetzten.

Von ungeheurer Bedeutung für die damalige Periode der deutschen Einwanderung war, daß die Neuankömmlinge sich *nicht*, wie später großenteils die Emigranten der Hitlerzeit, im *Exil* fühlten, sondern sich mit beiden Beinen in

1) Unter den vielen Büchern zum Problem des Deutsch-Amerikanertums sind die folgenden drei, da relativ neuen Datums und sehr objektiv, hier zu nennen: Emil Meynen, *Bibliographie des Deutschtums der kolonialzeitlichen Einwanderung in Nordamerika, insbesondere der Pennsylvanien-Deutschen und ihrer Nachkommen 1683—1933*, Leipzig, 1937; Dieter Cunz, *The Maryland-Germans, A History*, Princeton, 1948; A. E. Zucker (ed.), *The Forty-Eighters, Political Refugees of the German Revolution of 1848*. New York, 1950.

die neue soziale Wirklichkeit hineinstellten und nicht Gäste, sondern Teil sein wollten. Dazu kam das andere. Die liberale deutsche Intelligenz, die damals in den Staaten plötzlich an die Rampe des politischen Theaters trat, hatte eine „Botschaft“. Keine andere Immigration hat etwas Ähnliches mitgebracht. Ein Menschenalter zehrte sie davon. Dann verbleichte deren Leuchtkraft. Als das Deutsch-Amerikanertum zum ersten Weltkrieg noch einmal politische Stellung nehmen wollte, reichte es dazu ideologisch nicht mehr aus: Das kaiserliche Deutschland, dem man im intransigenten Flügel aus der Ferne wegen der gemeinsamen Sprach- und Kulturwurzel helfen wollte, trug ein anderes, fremdes Gesicht.²⁾ Die darauf einsetzende Desintegration war nicht nur durch die Umstände erzwungen, auch die Flamme des Sendungsbewußtseins war ausgebrannt. Von da an war der geistige und damit auch organisatorische Schrumpfungsprozeß nicht mehr aufzuhalten. Und nur kleinste Minderheiten nahmen an der Auseinandersetzung um den Nationalsozialismus wirklich noch Anteil. Deutscher Herkunft zu sein, war Angelegenheit der privaten Existenz geworden.

Deutsch-Amerikaner und Sozialismus

Der deutsche Sektor der sozialistischen Bewegung in den Vereinigten Staaten war bereits relativ früh wieder aus dem öffentlichen Leben verschwunden. Obwohl zeitweise die Turner-Verbände sich ausdrücklich auf den — weitgefaßten — Boden der Arbeiterbewegung stellten und die im Jahre 1901 vollzogene Spaltung zwischen „Socialist Labour Party“ und „Socialist Party“ noch ihre ganz konkreten Rückwirkungen etwa beim „Workmen Benefits Fund“ (den deutschen Arbeiterkrankenkassen) hatte, lösten sich die revolutionären Zirkel deutscher Sozialisten als solche bald wieder auf. Sie stellten aus Mangel an Anhängern ihre Veröffentlichungen ein und haben heute nur noch in einzelnen Arbeiter-, Gesang-, Turn- und Einäscherungsverbänden, in kleinen, zumeist in der Nahrungsmittelbranche organisierten deutschsprachigen Gewerkschaftsgruppen, in der „Socialdemocratic Federation / Deutsche Sprachgruppe“ zwerghafte Nachfahren aufzuweisen. Außer den Arbeiterkrankenkassen, die zumindest beispielgebend für ähnliche amerikanische Organisationen wurden, heute aber Angehörige aller Volksgruppen und aller Stände umfassen, hat keiner dieser Vereine eine wirkliche politische oder kulturtraditionelle Bedeutung gewonnen.

Die deutsch-amerikanische Presse

An der Entwicklung des deutsch-amerikanischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesens läßt sich mit am deutlichsten der Prozeß jder strukturellen und geistigen Auflösung zeigen, den das deutschsprachige Element in den USA durchmachte. Nachdem die im Jahre 1732 von *Benjamin Franklin* begründete „Philadelphische Zeitung“ noch nach der zweiten Nummer aus Mangel an Resonanz das Zeitliche segnete, kann man etwa von 1740 an einen stetigen, wenn auch gelegentlich nur mit großen Opfern einzelner Idealisten ermöglichten Aufstieg der deutschsprachigen Zeitungen verzeichnen: 1890 gab es in den Vereinigten Staaten 756 deutsche Zeitungen und Zeitschriften, darunter 87 Tageszeitungen. Im Jahre 1914 hatten die deutschen Tageszeitungen der USA zusammen eine Auflage von ungefähr 620 000 Exemplaren, die halbwochentlich erscheinenden Blätter eine solche von 37 000, die Wochenzeitungen 1 753 000. Die „New Yorker Staatszeitung“ hatte eine Auflage von 70 000, die Chikagoer „Illinois Staatszeitung“ eine solche von 47 500, der „Germania-Herold“ in Milwaukee 24 000. Die wöchentlich in Milwaukee herauskommende „Germania“ erschien mit 100 000 Exemplaren.³⁾

2) Clltfton James Child: *The Genman-Americans in Politics 1914—1917*, Madison, 1939. 3) Siehe *.American Newspaper Annial amd Directory*, 1914, Philadelphia, 1253—1259.

Der erste Weltkrieg, insbesondere nach Amerikas Eintritt in die Kriegshandlungen, drängte die „Amerikadeutschen“ beträchtlich zurück. Im Jahre 1920 gab es 278 Blätter in deutscher Sprache, darunter 29 Tageszeitungen. Zu Beginn des zweiten Weltkrieges, bevor die USA aktiv an ihm teilnahmen, erschienen noch 119 Blätter, darunter 11 Tageszeitungen, 1950, nach Kriegsende also, 66 bzw. 6. Heute gibt es noch etwa 45 Zeitungen und 15 Zeitschriften, wenn man die schweizerischer und österreichischer Herkunft⁴⁾ einrechnet, aber etwa deutsch-jüdische Blätter nicht dazu zählt. Die Verlage, Zeitungen und Zeitschriften des deutschen Anti-Hitler-Exils sind so gut wie völlig verschwunden.⁵⁾

Andere Publikationen, die für lange Zeit entweder zweisprachig aufgeteilt waren, wie etwa die „Germanic Review“ oder wie die „Solidarität“ der deutschen Arbeiter-Krankenkassen in getrennten englischen und deutschen Ausgaben erschienen, haben sich auf einsprachig englische Ausgaben zurückgezogen.⁶⁾ Eines ist offensichtlich: nur ein kleiner Teil des Deutsch-Amerikanertums ist heute noch daran interessiert, durch Vermittlung täglicher, wöchentlicher oder monatlicher „eigenständiger“ Presseerzeugnisse, zusätzlich zu den in der Landessprache in Hülle und Fülle vorhandenen Informationen in Kontakt mit Ereignissen, Problemen und Sprache der alten Heimat zu bleiben. Das Deutsch-Amerikanertum läßt die deutschsprachige Presse im Stich.

Deutsche Buchhandlungen

Nun könnte man annehmen, daß auf Grund des ständig absinkenden Niveaus dieser deutschen Presse in den USA, die (in gewisser Hinsicht mit Ausnahme der „New-Yorker Staatszeitung und Herold“) nicht nur ein oft völlig verbalhorntes Deutsch schreibt, sondern auch inhaltlich größtenteils kaum noch als „Vermittler deutscher Kultur“ gelten kann, diejenigen, die in Ergänzung ihrer amerikanischen Kulturinteressen in geistiger Verbindung mit deutschen Dingen bleiben wollen, vielleicht sich auf das deutsche Buch zurückziehen. Das ist — bis auf wenige Ausnahmen — leider unrichtig.

Es gibt im Lande, vor allem da, wo eine nennenswerte Anzahl Deutscher lebt, eine ganze Reihe deutscher Buchhandlungen bzw. Läden, in denen deutsche Bücher verkauft werden. In New York allein gibt es etwa zehn Buchhändler, die nur deutsche Literatur führen. Sie alle könnten zumachen, wären sie auf deutsch-amerikanische Kundschaft angewiesen. Neben zahlenmäßig nicht sehr ins Gewicht fallenden Intellektuellenkreisen aus den Zirkeln der deutschen Emigration, die an Hand regelmäßig versandter Kataloge Spezialwerke für irgendeine Sonderfrage benötigen, sind es fast ausnahmslos Bibliotheken, Universitäten, Institutionen aller Art, die ihre „deutschen Abteilungen“ immer wieder auffüllen. Selbst die kleinen Volksbüchereien haben deutsche Werke. Der „private“ Deutsch-Amerikaner ist, wie Buchhändler und Redakteure der deutschen Zeitungen immer wieder bezeugen, kein Buchkäufer.⁷⁾ In groteskem Gegensatz dazu standen die Erfahrungen der deutsch-amerikanischen Buchhandlungen mit deutschen Kriegsgefangenen. Als diese in den Lagern die Erlaubnis bekamen, sich Bücher zu bestellen, hatten die deutsch-amerikanischen Buchhandlungen ihre große Zeit. Die „Prisoners of War“ haben wie toll bestellt, und zwar alles: von Courths-Mahler bis zu den schwierigsten theologischen und philosophischen Büchern. Vor allem wurden Sprachbücher verlangt. Politische Bücher im engeren

4) DaB die Zeitschrift „Austria“ sich als „dn der österreichischen Sprache geschrieben“ vorstellt, sei als Kuriosum erwähnt.

5) Die New-Yorker „Neue Volkszeitung“, die auf eine lange Tradition innerhalb der deutsch-amerikanischen Arbeiterbewegung zurückblicken konnte, dann maßgeblich von einem Kreis aus der deutschen sozialdemokratischen Emigration gestaltet wurde, teilte ihr Schicksal.

6) Es gibt natürlich zusätzlich ökonomische Gründe, die zu diesen Einschränkungen führen.

7) Soweit Deutsch-Amerikaner in Leihbüchereien deutsche Bücher entleihen, handelt -es sich fast ausnahmslos um Einwanderer der letzten fünf Jahre, d. h. noch nicht adaptierte, zumeist ältere Leute.

Sinne waren nicht gestattet. Übersichten, die zu dieser Zeit über die Art der verlangten Lektüre veröffentlicht wurden, zeigten ein erstaunlich hohes Durchschnittsniveau des Angeforderten. Selbst „Emigrantenliteratur“ wurde verschlungen. Nachdrucke aller Art, vom „Langenscheidt“ bis zum „Zupfgeigenhansl“, von Morgenstern bis Rilke haben damals auf Grund des für ungültig erklärten Copyrights für „feindliches Eigentum“ Auflagen erlebt, die mehr als ansehnlich waren. Alles tauchte in den Kriegsgefangenenlagern unter. Heute führen die deutschen Buchhandlungen in den USA wieder den gleichen verzweifelten Kampf um ihre Existenz, den die Zeitungen und Zeitschriften fast schon verloren haben.

Deutsche Vereine

Noch immer existieren in den USA Tausende deutscher Vereine. Bäcker- und Fleischerinnungen, Heimat-, Gesang-, Jodel- und Kriegervereine (mit dem deutschen „Eisernen Kreuz“ als Abzeichen), Freimaurer, „Hermannsöhne“, Turner, ehemalige Reutlinger, Plattdeutsche, Juden aus Württemberg; sie alle und Tausende anderer „Gruppen“ pflegen ihre eigene Geselligkeit. Ihre Ehrenpräsidenten, ihre Ersten, Zweiten und Dritten Vorsitzenden tragen besondere Ehrenabzeichen. Bei 25jähriger Mitgliedschaft gibt es Schärpen und einen speziellen Ehrungs-Bierabend. Bier, Sauerkraut, „deutscher Sang“ und „Gemütlichkeit“ werden überhaupt hochgehalten. Ein- oder zweimal in der Woche lebt man in der eigenen Welt, einer *Scheinwelt*, und dann kehrt man zurück in das „business life“, wie es der Alltag des „American Way“ einem vermittelt. Obwohl an Zahl beträchtlich, bilden all diese Vereine im Verhältnis zur Gesamtzahl des Deutsch-Amerikanertums noch immer nur einen verschwindenden Bruchteil des Bevölkerungsanteils deutscher Herkunft in den USA.⁸⁾

Politik ist im allgemeinen heute an den Vereinsabenden streng verpönt, was nicht verhindert, daß man gelegentlich einen Marx zitierenden „old timer“ oder einen Antisemiten trifft. Nur die „Volksdeutschen“ Gruppen haben seit Ende des zweiten Weltkrieges ernsthafte Anstrengungen gemacht, auch nach außen als Vertreter der „Heimatvertriebenen“ in Erscheinung zu treten. Alle halbe Jahre tauchen zwar in der deutsch-amerikanischen Öffentlichkeit völlig unbekannte „Massenorganisationen“ des Deutsch-Amerikanertums mit irgendwelchen Proklamationen auf. Bis auf die — bedauerlichen — Nebenerscheinungen, daß deutsche mehr oder minder rechtsradikale Blätter diese Verlautbarungen gelegentlich nachdrucken, kümmert sich mit Recht niemand um sie. *Sie sprechen für niemanden!* örtlich weiß man außerdem meist, daß es sich um einige aus ihren Schlupflöchern hervorkommende ehemalige Anhänger des nazistischen „Amerikadeutschen Volksbundes“ oder ähnlicher Zirkel handelt.

Deutschamerikaner und Hitler

Es gibt keine verantwortlich und legitim für das Deutsch-Amerikanertum sprechende politische Repräsentanz! Es hat eine solche seit dem ersten Weltkrieg nicht mehr gegeben, weder als „Pressure-Group“, wie noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in den beiden großen amerikanischen Parteien, noch als Sonderorganisation. Es gab sie auch zu Hitlers Zeit nicht. Der „Bund“, wie der amerikadeutsche Volksbund genannt wurde, hat zwar zeitweise in den Großstädten mit ein paar tausend nachgemachten SA-Leuten unter Hakenkreuzflaggen paradiert (Auslagen von nazistischen Abgesandten bezahlt), aber weder zahlen- noch einflußmäßig jemals eine Rolle im Gesamtorganismus der Deutschgeborenen oder von deutschen Eltern Stammenden gespielt.

⁸⁾ Nach der letzten Zählung (1940) gibt es 5 239 000 in der ersten oder zweiten Generation in Deutschland geborene Amerikaner; die Gesamtzahl der Personen deutscher Herkunft dürfte fast das Dreifache betragen.

Die Deutsch-Amerikaner waren ihrer Regierung gegenüber völlig loyal. Sie sind Amerikaner! Die deutsche „Vereinsgemütlichkeit“ ist sentimentale Rück-erinnerung an längst vergangene Zeiten. Ihr tägliches Leben hatte und hat damit kaum etwas zu tun. Es ist kein Zufall, daß der einzige Fall der „Spionage“ bzw. „Zusammenarbeit mit dem Feind“ in der Rückführung einiger Deserteure per U-Boot von drüben her bestand. Der durchschnittliche Deutsch-Amerikaner tat in Armee und Kriegswirtschaft seine Pflicht wie jeder andere — auch gegen Deutschland. Nicht etwa, weil er — bis auf kleine Kreise — „grundsätzlich“ gegen Hitler und den Nationalsozialismus eingestellt war. Die europäischen Probleme (zum Unterschied vom „deutschen Lied“) berührten ihn kaum noch. Er war (wieder bis auf Ausnahmen) auch völlig unempfänglich für die mehr als einmal vom deutschen Exil gemachten Versuche, ihn aktiv in eine Anti-Hitlerbewegung einzuordnen. Die deutsche Emigrantensliteratur hat kaum je Eingang in die deutsch-amerikanischen Verbände gefunden. Den Exilierten mißtraute man. Die Restbestände der deutsch-amerikanischen Arbeiterbewegung — die eine Brücke hätten darstellen können — hatten jeden Einfluß verloren. Exil und alte deutsche Einwanderung lebten für ein Jahrzehnt fast ohne Kontakt nebeneinander her.

Zusammenfassung

Es gibt — um es mit einem Satz zu sagen — im heutigen Deutsch-Amerikanertum kein einheitliches politisches Bewußtsein — soweit es Entscheidungen anlangt, deren Gewicht und Anlaß außerhalb des *amerikanischen Alltags* liegen. Hier ist wirklich die Angleichung an die Welt der neuen amerikanischen Demokratie vollzogen und damit das Primat der Innenpolitik über jede Form von außeramerikanischen Interessen durchgesetzt: Man wirkt als „politischer Mensch“, so minimal es immer auch sei, in der örtlichen Gemeinschaft, der Stadtgemeinde, Dorfgemeinde, Staatsgemeinde. Hier beteiligt sich auch der Deutsch-Amerikaner, als Einzelner, allerhöchstens nach Verabredung mit Nachbarn oder Skatbrüdern, aber nicht als Angehöriger irgendeiner „deutsch-amerikanischen Gruppe“ an der Tagespolitik.

Das Deutsch-Amerikanertum war gestern eine Kraft in der Geschichte der USA. Aus Mangel an kulturellem Beharrungsvermögen und politischer Führerschaft fast völlig auf die private Existenz zurückgeworfen, sind heute die Einzelnen in seinem Umkreis — sehr viel später als die Einwanderung fast aller anderer Immigrationen — ein fruchtbares Reservoir neuer amerikanischer Alltagswirklichkeit. Sie sind nicht mehr Träger eines trotzigem Sonderwillens und auch kaum noch Wortführer allgemeiner militantschöpferischer Sonderinitiative, wie sie die Achtundvierziger dem Lande zur Verfügung stellten. Hier liegt kaum eine „Schuld“ vor. Die Desintegrierung war vermutlich geschichtlich unvermeidbar und — vielleicht notwendig.

So sehr die heutige deutsch-amerikanische Realität auf den ersten Blick im Auge des Betrachters so vielleicht an Gewicht verliert, weil sie im wesentlichen weder als deutsche Kulturbrücke gewertet werden kann noch als politische Eigenkraft, die deutsche freiheitliche Ideen im Sinne von Carl Schurz weiterführt, *eins* muß mit Nachdruck zum Schluß, eines so kursorischen Berichts noch angemerkt werden: Im Rahmen der amerikanischen *Hilistätigkeit*, die in den USA nach dem zweiten Weltkrieg neben all den rachefordernden Memoranden entstand, war der *deutsch-amerikanische Beitrag beträchtlich und bewegend*.

Der Deutsch-Amerikaner mag seine Presse im Stich lassen, mag wenig deutsche Bücher lesen: Nicht vergessen hat er die Angehörigen und Freunde in der alten Heimat, als Deutschland an dem Folgen des Krieges am Boden lag!

WELTPROBLEME IM SPIEGEL DER ZEITSCHRIFT

Eine neue Aufgabe

Viele Zeitschriften haben in den letzten zweihundert Jahren auf den Gebieten der Politik, Religion, Literatur, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaft epochebildend gewirkt. Ihre Wirkung war immer groß, wenn sie etwas brachten, was andere nicht bringen konnten, weil es neu, umstritten, weil es noch lange nicht zeitungsreif war. Am Besitz solcher Zeitschriften erkennt man nachher die geistige Dynamik eines Volkes, an ihren Themen den Stand der Dinge in einer bestimmten Zeit. Zeitschriften stellen also echte Kulturaufgaben, und je mehr man von ihnen erfährt, um so reicher wird unsere Bildung. Aus Zeitschriften lernt man nicht mehr, aber anderes als aus Büchern.

Aber da keine Zeitschrift ihr eigenes Gebiet erschöpfen kann, blickt auch jede gern über den Zaun des Nachbarn. Und was man dort sieht, berichtet man den eigenen Lesern, daher sind Zeitschriftenberichte und -diskussionen seit langem ein Bestandteil der lebendigen Zeitschrift.

Zeitschriftenberichte sollen aber mehr als „Berichte“ sein. Sie sind die Bühne, auf der Gespräche von Zeitschrift zu Zeitschrift in aller Freiheit stattfinden können. Daher ist der Zeitschriftenreferent ungebundener als der Verfasser von Beiträgen, der von sich spricht und nicht vorwiegend von anderen zu anderen. Der Leser erfährt bei diesem Anlaß vieles, was in Form eines eigenen, Artikels nicht recht in den Hauptteil hineinpaßt und doch zum Ganzen gehört. Die Grenzen erweitern, die Thematik der Zeitschrift elastisch dehnen, macht den Wert der Zeitschriftenschau. In dieser ungenierteren Ecke kann auch manches gesagt sein, was im Hauptteil zu Bedenken Anlaß gäbe. Und da wir hier zwischen Zeitschriften diskutieren, besteht auch kein Grund, den Leser von den Gesprächen auszuschließen.

Die Themen der heutigen Zeitschrift werden durch die Weltlage bedingt. Welt: das heißt heute wirklich alles. Die echten und die unechten, die materiellen und die vorgeblich ideologischen Gegensätze von Völkern und Klassen beherrschen das Ohr des Hörers, das Gesicht des Lesers. Eine mächtige Beunruhigung stiftet an allen Orten der Welt neue Probleme und neue Besinnungen. Das zwingt die Zeitschrift zur Auseinandersetzung mit der überkommenen Geschichte zur besseren Erfassung der Gegenwart. Nur wer auf die Höhe der Zeit hinstrebt, hinblickt, ist den eigenen Aufgaben, auch im engeren Wirkungskreis, gewachsen.

Die unblutige Revolution

Die Ablösung der Labour Party durch die Konservativen zeichnet in England und in der Geschichte des Sozialismus mehr als einen Regierungswechsel. Ein Gedanke hat eine Phase der Realisierung durchlaufen und fand sich an einem Kreuzweg. Die Bevan-Opposition war der parteimäßige Ausdruck für das unverkennbare Bedürfnis nach einer Atempause und einer neuen geistigen Durcharbeitung der gesamten Probleme, die ein ökonomischer Strukturwechsel in England, in einer Periode der Aufrüstung und des gestörten Welthandelsgefälles, der Labour Party stellt. Um so interessanter sind drei parteimäßig gegensätzliche Studien über die Ergebnisse der Labourregierung, die Analyse ihrer Leistungen, die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Die sozialistische Studie stammt von *François Sellier* und steht im *Labour-Sonderheft* von *Esprit* (Nr. 3); die bolschewistische Gegenkritik stammt von *Charles Bettelheim*, dem Direktor der Ecole Pratique des Hautes Etudes, und findet sich in der Zeitschrift seiner Partei *Cahiers Internationaux* (32, 34). Unter dem Titel „Die unblutige Revolution“ stellt der liberale Publizist I. H. *Huizinga* in der April- und Mainummer des *Fortnightly* (1024, 1025) die Politik der ökonomischen Nivellierung in den Rahmen der britischen Gesamtentwicklung, die seit Beginn des Jahrhunderts in diese Richtung getrieben wurde, so daß die Steuerpolitik von Sir Stafford Cripps eigentlich nur vollendete, was lange vorher angefangen hatte.

Was der bürgerliche Autor eine unblutige Revolution nennt, wurde, wie *François Selliers* Aufsatz zu entnehmen ist, in England zuerst die „vorsichtige“ (prudent) oder auch, so von *Max K. Adler* in *The Political Quarterly*, die schweigsame (silent) Revolution genannt. Jetzt spricht *G. H. Cole* von der tiefen Enttäuschung der letzten Jahre und dem Bedürfnis der Arbeiterbewegung, den Sozialismus neu zu interpretieren. Eine Paradoxie von Erfolg und Desillusionierung scheint im Augenblick charakteristisch für die Stimmung denkender Kreise zu sein. Darf man daraus schließen, daß der eigentliche, sichtbarste Teil der Revolution, die Nivellierung der Einkommen und der Lebenslage, einer sozialistischen Politik allein nicht Genüge leistet?

Die Politik der gleichmäßigeren Verteilung des nationalen Einkommens wird allerdings nicht einheitlich beurteilt. Und selbst wenn man dem bolschewistischen Kritiker Bettelheim, der in Fragen der Statistik eine französische Autorität ist, Objektivität absprechen möchte, scheint es doch, daß die Enttäuschung, von der ein Cole spricht, auch durch die Unbestimmtheit der Errungenschaften zu erklären sei. Das schließt nicht aus, daß die Arbeiterschaft erhebliche Gewinne zu verzeichnen hat. Nach Sellier stieg von 1938 bis 1950 die Kaufkraft der Lohnempfänger um 28 vH., die der Angestellten und Beamten um 8 vH., während die Bezieher von Kapitalgewinn 20 vH. an Kaufkraft verloren. Von 1948 bis 1950 haben die Lohnbezieher nach Abrechnung aller direkten Steuern 47 vH. des Nationaleinkommens erhalten, gegen 39,5 vH. im Jahre 1938. In diesem Prozentsatz sind die empfangenen sozialen Leistungen nicht mit enthalten. Der Unsicherheitsfaktor ist dank der von dem liberalen Lord Beveridge eingeleiteten Planung sozialer Sicherheit beträchtlich gesunken. Und doch ist die Verteilung des Sozialprodukts nicht auf Kosten der Produktion erfolgt. Leider mißt Sellier dieser Frage, die schließlich die Hauptfrage ist, in diesem Artikel nicht genügende Bedeutung bei, so daß er die für den Wert des Experiments weit wichtigeren Produktionsziffern nicht nennt. Dabei findet gerade in der Labour Party die Produktionspolitik eine starke Kritik, wie das Wort von Cole bezeugt: „Die Nationalisierung war ein Traum; die Wirklichkeit hat enttäuscht.“ Warum, das hat das Ehepaar Cole im Auftrag der Fabian Society in seinen Büchern „National Coals Board“ und „Miners and the Board“ gründlich untersucht. Die Verstaatlichung hat den Arbeitern kein größeres Mitwirkungsrecht in der Produktion gebracht. Die an sich sehr interessante und von besten Absichten geleitete Darstellung Selliers hätte die Gründe der Enttäuschung eingehender behandeln sollen. Sie entstammen einem Zuviel an Verstaatlichung und Zuwenig an demokratischer Sozialisierung.

Die Darstellung Bettelheims liefert Produktionszahlen, die das Werk der Labour Party loben. Die Industrieproduktion ist im Vergleich zu 1937 um 30 vH., zu 1938 um 40 vH. gestiegen. Die Steigerung übertrifft die Ergebnisse von Westeuropa, bleibt hinter Skandinavien — das günstigere Produktionsbedingungen hat — aber zurück, sie betrug in Schweden 62 vH. und in Norwegen 39 vH. Seit 1948 ist aber der Steigerungsrhythmus gefallen. Der Haupteinwand Bettelheims bezieht sich auf die Akkumulation des Kapitals. Die gesetzliche Einschränkung des Profits hat zu einer starken Selbstfinanzierung geführt, das heißt zu einer Stärkung auch des kapitalistischen Sektors — denn nur Fanatismus kann die Stärkung des Arbeitnehmer-Sektors bestreiten. Daß diese kapitalistische Stärkung nicht einfach im Sinne der von Bettelheim zitierten Sätze aus Lohnarbeit und Kapital von Marx auch verstärkte Ausbeutung bedeutet, beweist die gleichzeitige Entwicklung der Wegsteuerung der hohen Einkommen und die soziale Sicherung der Arbeitnehmer.

Die Geschichte der britischen Nivellierung stellt Huizinga in *The Fortnightly* mit einem Ziffernmateriale dar, das ein halbes Jahrhundert des Abstiegs Englands vom „Despoten des Weltmarkts“ zu einem Nationalstaat bezeichnet, der nur durch Vollentwicklung des *Commonwealth* eine wohltätige Wirkung in der Entwicklung des *Weltgleichgewichts* im 20. Jahrhundert ausüben kann und soll. Die Zahlen machen großen Eindruck, und es wäre wünschenswert, daß diese Arbeit, die geistig aufschlußreich ist, auch in Deutschland erschiene. Das Resultat ist: die Gentry und die aus ihrem Besitz und ihrer Bildung entstammende britische Elite ist im Schwinden begriffen. England war das Land der größten sozialen Gegensätze, und es ist drollig genug, jetzt zu hören, daß es eigentlich nie eine Demokratie war. Das bezeugen aber übereinstimmend Zitate von Hilaire Belloc, dem katholischen Philosophen, Historiker und Romancier; von Harold Laski; von J. B. Priestley. Heute verdient eine sehr kleine Schicht der reichen Leute ungefähr 12- bis 15mal soviel wie ein Bergarbeiter. 1900 war diese Schicht sehr groß und verdiente 1500- bis 2000mal mehr als damals der Bergarbeiter. Der Bankier verdiente 1900 die 340fache Kaufkraft des Bergarbeiters; heute die neunfache. Und wie ist gar die Differenz zwischen Bergarbeitern und höheren Beamten, Richtern, Feldmarschällen, Museumsdirektoren geschwunden! Nicht nur, daß den Reichen heute in Ziffern nur ein winziger Bruchteil des früheren Vermögens nach der Versteuerung übrig bleibt, dieser Betrag hat auch nur noch einen Bruchteil der früheren Kaufkraft. Was diese Ziffern für die Wandlung der ökonomischen Gesamtstruktur bedeuten, ist unabsehbar; auf jeden Fall zwingen diese Tatsachen, auch eine konservative Regierung zu einer wachsenden Einflußnahme auf die Privatwirtschaft, deren Krisencharakter die wirtschaftliche Macht des Staates unfreiwillig verstärkt.

Noch bedeutender und wirklich unabsehbar sind aber die geistig-kulturellen Folgen dieser Entwicklung, die nicht von der Labour Party geschaffen wurde, sondern

die Nation zur guten Hälfte der Labour Party zugeführt hat. England war bisher das historische Werk einer konservativen Elite. Sie hat mit demokratischen Methoden das Land geleitet. Die britischen Zusammenbrüche und gewaltigen politischen Fehlleistungen sind aber auch die Schuld dieser Elite. Wird nun aus den Besten der alten Elite und aus den neuen Lebensbedingungen eine neue sozialistisch-gewerkschaftliche, mittelständische Elite entstehen? Das sind Fragen von größter Bedeutung, die keine Statistik beantworten kann und für die keine pseudo-marxistischen Schlagworte bereitstehen, da das Prinzip der Elitenherrschaft in Gesellschaft, Parteien, Korporationen, Staaten Marx noch unbekannt war. Es für England gestellt zu haben, wo es reiner als in jedem anderen Lande ausgebildet wurde, ist ein Verdienst dieser beiden Aufsätze. (Am Rande sei nur bemerkt, daß der bolschewistische Staat so wie der faschistische als Elitenstaat konstruiert ist.)

Religiöse Naturwissenschaft Die Revolution der heutigen Welt findet gleichzeitig auf verschiedenen Ebenen statt: politisch-ökonomisch durch den Übergang von einstmaligen souveränen Nationalstaaten zu Wirtschafts-imperien; politisch-moralisch im Kampf um das Selbstbestimmungsrecht der sogenannten farbigen Völker; religiös-geistig durch die Entnationalisierung der Naturwissenschaft. Sie, die einst Gott voreilig aus der Welt hinausdisputierte, hat in diesem Jahrhundert Entdeckungen gemacht, die sie zwingen, Gott zu erfinden, wenn er nicht existieren würde. Besonders die großen katholischen Zeitschriften — die übrigen heute in vielen Ländern an Fülle und Differenziertheit der Thematik an erster Stelle stehen — befassen sich mit diesen neuen Ergebnissen. Im letzten Heft von *Civitas* (8), der Schweizer Monatsschrift der katholischen Studentenschaft, gibt Professor *Theodor Buche* eine lesenswerte Zusammenfassung der Ergebnisse, die zu diesem Wandel führten. Die ältere Wissenschaft hatte die Welt auf strenge Gesetzmäßigkeit aufgebaut, in der es keinen Platz für Wunder, Willensfreiheit und dauernde Erhaltung der Welt durch Gott mehr gab. Heute sind die Naturgesetze nur noch bedingt richtig, sie fixieren statistisch gewisse Wahrscheinlichkeiten. Die Natur wird immer weniger erkennbar. Ein großer Forscher sagte, die moderne Naturwissenschaft errichtet ihr Lehrgebäude in einem Sumpf, indem sie gleichzeitig nach unten baut und nach oben. Man knäuelnd die Welt nicht von einem Ende her auf, sondern erwischt irgendwo einen Faden und rollt ihn zurück, ohne zu wissen, wohin er leiten wird. Dabei ergibt sich nun folgendes:

Die neue Physik kann die Willensfreiheit nicht beweisen, aber auch nicht mehr bestreiten. Das Wunder, das heißt das unmittelbare Eingreifen einer unerfaßbaren Macht in die Weltordnung, wie wir sie zu sehen vermeinen, ist wissenschaftlich nicht mehr ausgeschlossen. Gott könnte auch aus naturwissenschaftlichen Unwahrscheinlichkeiten ein sinnvolles Ganze fügen. Das Übernatürliche kann durch besondere Ereignisse in unsere Sicht einbezogen werden. Und wenn dieses Übernatürliche aufleuchtet, wirkt es nicht zerstörend und verwirrend, sondern erhellend in unsere Welt hinein.

Eine Reihe namhafter Naturwissenschaftler erkennt das Göttliche in der von ihnen erforschten Welt. So ist für Weizsäcker das Naturgesetz kein Konkurrent, sondern ein Fingerzeig Gottes. Für James Jeans ist das Weltall keine große Maschinerie mehr, sondern ein großer Gedanke. Man kann einen Geist ahnen, in dem die Atome als Gedanken existieren. Die Materie wird als Offenbarung des Geistes erfaßt. Bemerkenswert ist der Gottes- und Christusglaube moderner Forscher wie Max Planck u. v. a. In der Religion steht der Gottesgedanke am Anfang, in der modernen Naturwissenschaft am Ende alles Denkens. Ist das nicht eine geistige Weltrevolution, die alle anderen überbietet?

Kurse Chronik Ein deutscher Emigrant, Dr. Alfred Wiener, hat in London unter dem Namen *The Wiener Library* eine Bibliothek gegründet, die auf Literatur des Faschismus, Nazismus, Antisemitismus, der Rassenverfolgungen und demokratischer Gegenkräfte spezialisiert ist. Das von ihr herausgegebene *Bulletin* enthält immer interessantes Material über dieses Forschungs- und Kampfgebiet. — In Paris gibt der jugoslawische Pressedienst die Zeitschrift *Questions Actuelles du Socialisme* heraus. Die bisher erschienenen zehn umfangreichen Hefte enthalten sachliches und theoretisches Material über die Entwicklung des jugoslawischen revisionistischen Bolschewismus zum Sozialismus. — Die schweizerische Monatsschrift *Werk*, (Winterthur) bringt allmonatlich ausgezeichnete Beiträge über modernes Bauen und kunstgewerbliches Schaffen. Auch Einfamilienhäuser, Siedlungen, Fabrik- und Arbeitererholungsräume sind hier wiederholt im Bild gezeigt und behandelt worden. Wir kommen auf Bau- und Stadtprobleme noch zurück.

Felix Stössinger